Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-t: Zur dänischen Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Zur dänischen Literatur.

Von Henrik Hertz, dessen „König René's Tochter" auf der deutschen Bühne so viel Glück gemacht, ist so eben ein zweites Drama: Svend Dyring's Haus, in deutscher Uebersetzung erschienen (Leipzig, Lorck; von F. A. Leo, demselben vortrefflichen Uebersetzer, dem wir auch die Jolanthe verdanken), und außerdem noch ein Bändchen lyrischer Gedichte. Von den letzteren ist nicht viel zu sagen; Stimmung, Melodie, Rhythmus — die Hauptsache im Lyrischen — verwischt sich doch in der Uebersetzung und der Stoff kommt ziemlich bei allen Völkern auf dasselbe heraus. Wenn Herder „Stimmen der Völker" sammelte, so entsprang es aus dem Bedürfniß einer trocknen, an ursprünglicher Poesie höchst armen Zeit; heutzutage hat dergleichen nur noch ein reflectirtes, etwa ethnographisches Interesse. In was für Rhythmen man den Mond anfingt, oder die schönen Augen der Liebsten, oder welche Artigkeiten man den Blumen, Kräutern und Bäumen sagt, oder wie man das patriotische Gefühl in Reime bringt, ist am Ende ziemlich gleichgiltig. Anders ist es mit dem Drama. „Svend Dyrings Haus" hat in Dänemark ein gewisses Aufsehn erregt; ein berühmter Kritiker, Heiberg, hat eine eigne vortreffliche Abhandlung darüber geschrieben, die uns der Uebersetzer auszugsweise mittheilt. Was uns Deutschen zunächst in diesen Producten der dänischen Muse aufstößt, ist die innige Verwandschaft derselben mit unserer, nun allmälig verschollenen romantischen Schule. Ohne damit über den relativen Werth dieser Dichter etwas ausmachen zu wollen, sehe ich mich veranlaßt, Hertz in die Mitte zu stellen zwischen L. Tieck und Houwald: die reflectirte Phantastik und die gewissermaßen wieder zum Naiven bekehrte Sentimentalität.

„Svend Dyrings Haus" beruht seiner Fabel nach auf der bekannten Ballade von der verstorbenen Mutter, die ihre in einer zweiten Ehe vernachlässigten Kinder pflegt. In meiner Kritik über Andersen *) habe ich mich bereits über das Mißliche solcher Versuche ausgesprochen, den Sagenstoff, der in der leichten, luftigen Behandlung der Volksweise sich artig genug ausnimmt, in ein ausgeführtes poetisches Werk auszuspinnen. So etwas muß man nicht malen, sondern nur so hinwerfen. Wenn man von den hundertarmigen Giganten spricht, so klingt das erträglich genug; auf die Leinwand geworfen, wird diese Idee lächerlich. So sieht es in der Ballade naiv genug aus, wenn die todte Frau ihrem Manne Vorstellungen darüber macht, daß er die Kinder, für welche sie seidne Bettchen hinter-

*) Grenzboten 1848, Nr. 5. Bei dieser Gelegenheit empfehle ich eine neue, höchst elegant ausgestattete Weihnachtsausgabe der in jener Recension besprochenen reizenden Märchen Andersen's, mit Illustrationen von V. Pedersen. Leipzig, Lorck.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen, auf der Streu schlafen läßt u. dgl., aber auf der Bühne gesehen, muß es einen kuriosen Eindruck machen. Das Lied, die Fabel, hat an einem einfachen, gemüthlichen Zuge genug, also hier: die Mutterliebe überlebt noch den Tod. Das ist rührend, das spricht an. Was läßt sich aber daraus für ein tragisches Motiv machen? Wenn diese Erscheinung — noch dazu in melodramatischer Recitation — nach rechts und links hin Belehrungen ertheilt, halb Gespenst, halb wirkliche Mutter und dazu noch rationalistische Abstraction, denn sie erinnert sich schließlich, daß sie eigentlich nur auf die Träume wirken kann, daß es nicht gehn will, wenn ein Gespenst die Kinder zu wiegen unternimmt, u. s. w. — so ist das alles eine widerliche Coquetterie, die Reflexion scheint überall durch und man sieht recht, wie der Dichter sich hingesetzt hat, die Ballade vor sich, und nun ausstudirt, wie sie in Scene zu setzen ist. Sollen wir Gespenster sehen, so müssen wir Grauen empfinden; wenn es uns nicht graulet, so glauben wir nicht daran. Darin hat es Grillparzer mit seiner närrischen Ahnfrau und Hoffmann mit seinem Fieberspuk viel besser getroffen. Gespenster sind nichts als die aus uns herausgetretne Furcht, die halb bekannte Formen, aber in unheimlichen Combinationen, anzunehmen strebt. Wir könnten sie überhaupt jetzt wohl aus der Kunst entfernen, wie aus dem Leben; können wir sie aber nicht entbehren, dann muß aller Leichengeruch, alles Grausen aller Teufelsspuk, die der Poet irgend aufzubieten versteht, für die Legitimität ihrer Gespensterschaft eintreten.

In unserm Fall ist noch dazu die ganze Erscheinung, wie überhaupt alles was der Ballade entlehnt ist, eine vollkommen überflüssige Figur. Die Handlung selbst hat ein ganz anderes Motiv; sie ist das ins Sentimentale übersetzte Käthchen von Heilbronn. Ein Fräulein wird durch einen Apfel, in welche ein Ritter geheimnißvolle „Runen" geschnitten hat, zur Liebe gegen denselben entflammt; er liebt aber eine andere, verschmäht sie, sie folgt ihm durch Wald und Flur, lagert sich überall wie ein Hündchen zu seinen Füßen, bis sie endlich stirbt, und er jene andere heirathet. Also wieder Spuk! Somnambulismus, Sympathie u. s. w. Und was schlimmer ist, pragmatisch explicirte Hexerei. In den Zeiten des naiven Aberglaubens hieß es: das Fräulein hat einen Liebestrank geschmeckt, nun ist es gut, sie ist behext. Nun wußte man, woran man war, und das Gewissen konnte sich beruhigen. Ein so einfaches Experiment ist aber der modernen Bildung viel zu trivial, die Hexerei muß motivirt werden.

O ihr wißt nicht, welch' heimliche Macht
In diesen verderblichen Runen wacht!
Die dunkeln, die unerklärlichen Zeichen
Können, wenn euer Auge drauf ruht,
Euern Willen, wie die Flamme das Wachs, erweichen,
Und wecken Begierde und heimliche Glut.
In eure Gedanken, ins Blut wird jedes Zeichen
Sich listig, wie der Versacher, schleichen.

Und später:

Diese Schrift ist nicht, wie die krummen Zeichen,
Die mich der Schreiber des Abt's wollt' lehren,
Diese Zeichen sind unendlich schwer zu erklären!
Es liegt wie eines dunkeln Zaubers Zwang
In der Schrift, und verwirrt des Beschauers Sinn.
Jeder Buchstab' liegt so tief, so tief darin
In des Apfels brennender Wang';
Hat sich verbunden mit seinem Saft,
Hat ausgesaugt seine beste Kraft.
Man merkt es wohl: diese Schrift wird bestehn,
Bis der Apfel selbst muß vergehn.

Beiläufig, welche schauderhafte Trivialität verbirgt der letzte Satz hinter einer mystisch-heiligen Miene.

Nun sind wir über die eigentliche Bewandtniß dieses Liebeszaubers doch nicht so recht im Klaren, aber es ist uns doch so, als ob, wir wissen nicht recht was. Es zuckt uns durch alle Glieder die herrliche Walpurgisnacht, etwas Diebsgelüst und Schmachten.

Scherz bei Seite! Aus den Angegebenen kann man schon sehen, daß das Drama eben so verfehlt in seinem Rahmen wie in seiner Entwicklung ist. Statt eines anschaulichen Bildes wird uns eine graue, unbestimmte, in ihrem Verhältniß zur Hauptsache unklare Nebelgruppe hingezeichnet; statt eines sittlich-menschlichen Motivs schleicht sich ein Spuk ein. Ich spreche dieses Verdammungsurtheil darum so schroff aus, weil ich es für eine der Hauptaufgaben unserer Kritik halte, die Kunst vor einer zweiten Verirrung in den Hexengarten der transcendenten Romantik zurückzuhalten.

Ueber die Verkehrtheit der Anlage dürfen wir aber die wirkliche Begabung dieses Dichters nicht übersehen. Wodurch hat Jolanthe das Glück auf unsern Bühnen gemacht? Das sittliche Motiv der Entwicklung war eben so krankhaft lyrisch-sentimental. Cur einer Augenkrankheit theils durch ein Amulet, theils durch Liebe, theils durch Belehrung. Aus einem Bonmot die Grundidee eines Drama's! Aber die Technik des Stücks war meisterhaft, und über die logischen Bedenken hob der Zauber der Darstellung hinweg.

Diese Zauber finden wir, vielleicht in noch höherem Maße, in Svend Dyring's Haus wieder. Dieses somnambule Wesen ist, wenn man einmal von seiner innern Hohlheit abstrahirt, mit großer psychologischer Feinheit ausgearbeitet; die düstre, neblige Atmosphäre, die sich über das Ganze breitet, wird zuweilen durch ein buntes Licht, durch heitere Jagdgruppen u. dgl. unterbrochen, selbst zur bestimmten Charakteristik sind mehrmals Anläufe gemacht, wie bei den beiden Freiern Regisseus. Hertz ist ein wahrer Poet, aber wie das bei unsern dänischen Nachbarn die Regel zu sein scheint, ein musikalischer, kein plastischer. Die Stimmung, der Ton ist ihm die Hauptsache, mit der Zeichnung nimmt er es leicht, es fehlen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die festen Grundstriche. Es wäre aber doch gut, wenn er seine schöne, sinnige Anschauung aus dem wüsten Bereich sympathetischer Curen und verliebten Somnambulismus, aus der sogenannten Nachtseite der Natur, in die sonnige, belebte Welt des Tages übertragen wollte, oder auch in den bestimmt abgegrenzten Rahmen der Geschichte. Nicht außerhalb des Lebens liegt der Stoff der Dichtung; in dem hüpfenden Herzchen einer einfachen Fischerdirne klopft mehr Poesie, als in der steifen Grandezza sämmtlicher Gespenster, vom Propheten Samuel an bis auf die Holzpantoffeln der Seherin von Prevorst, die Hexen des heiligen römischen Reichs mitberechnet.

—t.

Die preußisch-deutsche Situation.

Preußen ist gerettet, die unwürdigste Horde, die je das geheiligte Amt der Volksvertretung entweiht, ist aus dem Tempel vertrieben, wie einen bösen Traum reibt sich das gerettete Land die Erinnerung an diese schmachvolle Zeit aus den Augen. Nur Bedlamscandidaten denken an Widerstand, das Volk acceptirt mit Freuden die Verfassung, die in ihrem Inhalt keine octroyirte ist. „Es findet in ihm seinen Willen, ja seine Launen wieder, es hat die Aussicht nachzutragen, wo etwas fehlt, obgleich fast Alles wörtlich mit seinen kühnsten Wünschen stimmt." So drückt sich ein reifer Beurtheiler aus. Damit auch die Form so viel als möglich gewahrt werde, hat die nächste Legislatur die Rechte einer Constituante, sie kann, frei von dem sonst nothwendigen erschwerenden Geschäftsgang der Verfassungsabänderung, durch einfache Majoritätsbeschlüsse über das Grundgesetz mit der Krone sich vereinbaren. Aber dieser Zustand hat gegen den bisherigen, unerträglichen, den unermeßlichen Vortheil, daß schon ein umfassender gesetzlicher Zustand nach den Forderungen der Zeit besteht.

Noch nie war das Theater der Weltgeschichte so groß. Die europäische Bewegung dieses Jahres ist in ihrer weiten Ausdehnung keine gleichgiltig vielfache, sondern eine wahrhaft solidarische. Paris, Rom, Mailand, Wien, Berlin, Frankfurt empfinden jeden elektrischen Schlag in diesem großen Umkreis und mit gleicher Stärke. Darum ist die Rettung des theuern Vaterlandes ein Segen für das civilisirte Europa. Der mythenbildende Geist, der sich in der reflectirenden Zeit so wenig verleugnet, wie in der naiven, hat dies in der Mythe von den Briefen Cavaignac's an den König von Preußen und den Fürsten Windischgrätz ganz richtig versinnlicht.

Preußen ist gerettet. Ist es auch Deutschland? Wenn Europa die wohlthätige Wirkung dieses Ereignisses empfindet, so sollte sie vor Allem Deutschland